

Romana Ganzoni  
Magdalenas Sünde

ROMAN

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2021  
im Telegramme Verlag, Zürich  
Copyright © Telegramme Verlag, Zürich, 2021  
Covermotiv: Illustration von Tina Berning,  
›With Spring To Come‹, 2021,  
Ink and thread on found paper  
Copyright © Tina Berning

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2022  
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
20/22/852/1  
ISBN 978 3 257 24656 8

Magdalena saß im Schaufenster der Bäckerei-Konditorei Märky, leckte sich den Puderzucker aus den Mundwinkeln und schloss das Langeweileheft. Sie führte es, seit der Meteorit begonnen hatte, ihr Leben zu ruinieren. Das Heft war sein Geschenk gewesen nach dem ersten Gebrauch. Für ihn spielten die Hefte, die er standesgemäß bei Höppli in Mailand kaufte, eine wichtige Rolle. Darin strukturierte er seine Gedanken und beschrieb seine Gefühle. Gefühle würden meist der Langeweile entspringen, die er seit je *Ennui* nenne. Beschränkte Leute frisierten ihre Langeweile gern auf zu existenziellen Großkalibern wie Schuld und Scham. Das gelte auch für Magdalenas Gejammer. Es klinge, als wollte sie sich nächstens etwas antun, was er schade fände, vor allem unnötig. Sie solle sich doch bitte mit Notizen entlasten.

Magdalena legte ihr Heft weg. Sie hatte sich eben mit dem achten *Berliner* gestopft, nun eilte sie ins

Hinterzimmer, es spannte unerträglich an den Rändern, gleichzeitig fühlte sie sich leerer denn je. Sie steckte sich den rechten Zeigefinger tief in den Rachen, spielte mit dem Hautlappen, der vorstand, reizte ihn, bis sie kam, wie sie das Erbrechen nannte, *kommen*. Sie wollte kommen, Hefeteig und Konfitüre loswerden, so viel wie möglich davon wieder hergeben, zurückgeben, was ihr nicht gehörte. Sie hatte die Konditorei-*Berliner* gestohlen und würde sie gleich anschließend mit billigen Multipack-*Berlinern* aus dem Coop ersetzen. Aber zuerst musste sie sich erleichtern, leicht werden, nachdem sie gierig gewesen war ohne Gier, Völle ausgehalten hatte als Strafe für den neuen Tag, der nicht sauber beginnen konnte, weil sie es, wie immer, nicht geschafft hatte, ihm ohne Säure auf der Zunge und ohne verquollenes Gesicht entgegenzutreten. Nun setzten starke Kopfschmerzen ein. Sie würde unweigerlich zunehmen, und dann musste sie sich umbringen.

Bald war Mittag.

Magdalena roch an ihren Händen. Die Lavendelseife, die sie nach dem Erbrechen auch farblich am besten ertrug, duftete mild, genau wie ihre Bluse. Nur auf die Manschetten kam das teure Rosenwas-

ser. Magdalena sprühte mit Verstand. Als Konditoreiverkäuferin verdiente sie im Monat 2100 Franken netto. Es gab nichts zu lachen in einer Stadt, die Geld und Lachen gleichermaßen verschlang. Zum Glück hatte sie ein paar Ideen, und Frau Märky überließ ihr das Hinterzimmer der Konditorei an der Oberdorfstrasse kostenfrei. Ein Drittel davon diente als Lagerraum, aber das war nicht schlimm. Magdalena kam mit der Toilette in der Ecke aus, der schlichte schwarze Paravent trennte sie vom Rest des Raumes. Daneben war ein winziges Lavabo mit zwei groben Hähnen. Das Wasser war entweder kalt oder heiß. Magdalena wusch sich deshalb so selten wie möglich.

Frau Märky, die über der Konditorei im ersten Stockwerk wohnte, hatte ihr anfänglich, im Sommer vor zwei Jahren, bloß 1800 Franken bezahlen wollen. Dem Mädchen vor ihr, Fatima, habe sie ganze 400 weniger gegeben. Die habe keine schweizerischen Allüren gehabt, als Analphabetin eh nicht, 1400 seien da mehr als großzügig gewesen. Sie habe das ausländische Mädchen schließlich nicht auffliegen lassen. Magdalena hatte keine Ahnung, weshalb Märkys Lohnpolitik nicht aufflog und weshalb nicht auskam, dass die Backwaren täglich von einer Großbäckerei angeliefert wurden,

was an Frau Märky vorbeizugehen schien. Sie redete unentwegt von ihrer schönen Backstube, die im Untergeschoss lag und wohl seit 1960 nicht mehr betreten worden war.

Fatima hatte kürzlich geheiratet, womit ihr Lohnarbeit verboten war. Ihr Mann hatte sich nicht erweichen lassen. Frau Märky war in Aufruhr. Großneffe Gerri musste Ersatz finden, sofort, worauf er seine intime Freundin Magdalena vermittelte. Endlich konnte er sie in einen anständigen Rahmen verfrachten, bevor es zu spät war. Magdalena wollte das schon lange, es war ihr Herzenswunsch, den er ihr jetzt erfüllen konnte. Sie erfüllte schließlich auch seine Herzenswünsche, mit Grazie, wie er betonte. Ihre Suche war schwierig bis aussichtslos gewesen. Bewerbung ohne Arbeitszeugnisse. Nur eine Matur – und dann die große Lücke. Obwohl sie vieles konnte und wusste und noch mehr ahnte, als Spezialistin für das Spezielle.

Gerri war Frau Märky gegenüber vage geblieben, sie hatte abgewinkt, als er noch vager werden wollte. Ach, Gerri, guter Junge, hatte sie gesagt, das weiße Taschentuch mit dem Monogramm aus dem Ärmel gezogen, sich geschneuzt und ihm mit dem verklebten Taschentuch bedeutet, er sei jetzt ent-

lassen, er dürfe wieder in seine Uni. Als er aufstand, hatte sie ihm einen ihrer spitzen Küsse nachgeworfen. Sie liebte ihn, was nicht schwierig war, und er verehrte seine Tante Rosemarie – mehr als die eigene Frau, die ihn nur mit spitzen Küssen bedachte, wenn die beiden Söhne mit Freund und Freundin an Weihnachten zuschauten.

Magdalena war in ihrer prekären Lage glücklich, bereits genügend Kleider, Schmuck und Bücher zu besitzen. Sie hatte, wenn auch kein Erspartes, schöne Dinge aus der Zeit, als sie noch keine Törtchen verkaufte. Auf ihren guten Geschmack bildete sie sich etwas ein. Deshalb hatte sie auch ihren Geburtsnamen Madlaina, den sie als wenig raffiniert empfand, abgelegt. Geschmack konnte zwar jede anstreben, wie die Eleganz, es ging dann wohl ein bisschen vorwärts, zwei, drei Meter, wahrer Geschmack war angeboren wie ein separater Sinn. Mit dem Geld, das Magdalena während ihrer Zeit im Studio mit sexuellen Dienstleistungen verdient hatte, war noch mehr Geschmack hinzugekommen. Die Dinge, die sie schon immer begehrt und sich dann angeschafft hatte, konnte sie auch heute beriechen, anfassen, darin lesen. Die Dinge lebten mit ihr. Das unterhielt und bildete sie. Es war ihr Trost und Aussicht. Mit Luxus hatte das nichts zu tun.

Magdalena versprach Frau Märky, den Verkauf zu steigern, sie war eine Frau, die auf der Bühne – hinter Kasse und Schaufenster – aufblühte wie Zuckerwatte am Stab. Frau Märky hatte zugestimmt unter der Bedingung, dass Magdalena ihre Anstellung als Probezeit verstehe. Sie hatte Angst, die Gesetze würden sich so verändern, dass sie Magdalena nicht mehr entlassen konnte. Sie wolle keine Zustände wie in Italien. Frau Märky war bestens informiert, schnitt dauernd mit ihrer italienischen Großmutter auf und fühlte sich für Italien zuständig. *Arbeit ist Würde*, diese Parole sprachen Arbeitslose dort auf Leintücher, sagte Frau Märky. Und deshalb darf es niemals ein Grundeinkommen geben, das kostet uns Milliarden und frisst alle Motivation. Das Geld soll die Altersvorsorge sichern oder in die Armee investiert werden, ein paar richtige Flugzeuge für rassige Piloten. Gerade die Jungen fühlten sich viel zu sicher, sie kennen nur fette Jahre, bewahrten nicht mal das gebrauchte Geschenkpapier auf. Dabei könne sich alles ändern, über Nacht. Man denke an den Ersten Weltkrieg. Eine Katastrophe, die Rosmarie Märky, Jahrgang 1938, zwar verpasst hatte. Aber davon merkte man nichts, wenn sie referierte.

Zwischen Magdalena und Frau Märky herrschte ein gepflegtes Gleichgewicht des Schreckens. Keine

der beiden Frauen war der Ansicht, schmutzige Geheimnisse könnten ihrem Ruf oder dem Verkauf hinderlich werden. Was sie außerdem verband, war die Liebe zu cremefarbenen Perlenketten. Magdalena hoffte, Frau Märkys Stücke einst zu erben. Wenn sie auch noch die Konditorei dazu bekommen würde, wäre das nicht ärgerlich. Gerri wollte die Konditorei bestimmt nicht, und er wollte auch sie seit vergangener Woche nicht mehr. Er brauche Ferien. Kein Mangel an Liebe sei das, ganz im Gegenteil. Er könne ihrer Selbstzerstörung nicht mehr zusehen. Es mache ihn kaputt, wie Magdalena seit zwölf Monaten schon diesem niederträchtigen Mann hinterherkrieche, nachdem er sie mit Ach und Krach in ein bürgerliches Leben vermittelt hatte. Und kein Ende absehbar.

Er hatte sie gleich gewarnt, der neue Macker sei eine verwundete Hyäne oder schlimmer. Er markiere und bespiele mit unerkannter Grausamkeit sein Terrain. Gleichzeitig hänge er alle Hoffnung an sie. Ihr begegnet euch wie Tiere, sagte Gerri, Tiere unterschiedlicher Gattung. Mit konträrem Reiz-Reflex-Programm. Wahrscheinlich führt dich in die Irre, dass er Bücher schreibt, das macht ihn für dich zum Gattungssubjekt. Wer Bücher schreibt, muss Mensch sein. Ach was! Ihr seid in

eurem Wahn ohnehin keine Spezies der aufgeklärten Gattung mehr. Und ihr habt einen unterschiedlichen Genpool. Du machst den Eindruck einer Antilope, die sich nach Dantes wundert, noch am Leben zu sein.

Da stand plötzlich Frau Märky vor Magdalena und sagte: Ab in den Mittag!

Magdalena trank ihren Espresso auf der Traminsel im Belcafé, einem verglasten Halbrund mit Rücken zum Kiosk. Wenn es der Vormittag zugelassen hatte, war ein Vollkornsandwich mit Roastbeef und Meerrettich dem Kaffee vorausgegangen, manchmal ein Roggenring mit Lachs und Dill. Über der Bar hing ein Glashimmel mit eingezeichneten Städten und Metropolen. Von hier aus war es nur ein Katzensprung nach St. Gallen, 62 Kilometer, Herisau 55, Zug 22. Bukarest 1400, Rom 680, London 770, Paris 490. Magdalena schaute über den Platz mit dem Springbrunnen zum *Kino Corso*, auf die Fassade der *Neuen Zürcher Zeitung* und des Opernhauses. Zum Espresso gab es eine *Madeleine-muschel*, rund und saftig, sie passte auf den Kaffeelöffel, im Verhältnis von Suppenlöffel und Ei.

Magdalena liebte Zürich. Ob Zürich sie liebte,

wusste sie nicht. Es war eine gute Stadt zum Sterben. Ein größeres Kompliment an einen Ort gab es nicht. Sie fuhr mit dem Finger zärtlich über das Tischchen. Sie ließ sich ab zwölf Uhr von Zürich und Europa, von der ganzen Welt begucken, ohne sagen zu müssen, wer sie war und was sie getan hatte. Im Schaufenster der Konditorei saß sie als Verkäuferin. Sie entsprach den Wünschen, packte die Ware ein, sagte, was zu sagen war, *bitte, danke*, ihr Verhalten war genormt, erwartbar. Am Bellevue aber war Magdalena vielleicht Künstlerin oder Ärztin, in einem Gespräch hätte sie jedes beliebige Thema intonieren und variieren können. Ein Café hatte nichts Anrühiges, es gehörte hierher wie das Paradies in die Bibel. Genauso gehörte der Gast hierher. Er war unter Dach. Er durfte gelangweilt oder müde sein. Er saß am Fenster, auf einem Hocker, für den er bezahlt hatte. Jeder und jede konnte sich hier eine halbe Stunde in Sicherheit bringen und sehenswert fühlen, nicht nur, weil es keine Spiegel gab, um sich zu begaffen und hässlich zu finden. Durch die Glasscheibe sah Magdalena eine zerzauste, graue Frau mit ihrem hinkenden Begleiter, der auf seine Uhr schaute und abrupt stehenblieb. Zwei Alkoholiker setzten sich auf die Bank und stritten. Sie fuchtelten mit den Armen, während die meisten Menschen am Bellevue zielstrebig

an ihnen vorbeizogen. Die schlenderten, fielen noch mehr auf als die Streithähne.

Der Kaffee war kalt geworden. Während sie die Tasse abstellte, verdoppelte sich das verglaste Halbrund. Magdalena stand in einer Schneekugel wie eine Balletttänzerin oder ein Reh aus Kunststoff. Grobe Schneeflocken lagen auf dem Boden, eine riesige Hand nahm die Kugel auf, schüttelte sie, legte sie ab. Magdalena stand still und sicher im Rieselschnee, das Zentrum der Plastik-Perfektion. Sie war der beste Kiosk-Artikel. Sie fühlte sich eindeutig, leicht und wahr, wie eine Weissagung. Und als könnte sie den Tag noch umdrehen. Aus dem Augenwinkel sah Magdalena eine kleinere Kugel, die sich entfernte. Da saß bestimmt ihr Kinder-Ich Madlaina drin, die Kellerassel mit dem kratzenden Pullover. Bleib mir bloß vom Leib, komm nicht auf die Idee, mit deinen dreckigen Pfoten auf meinen Tisch zu greifen!, dachte Magdalena, als das Halbrund wieder zu Beton wurde. Sie saß auf ihrem Hocker, eine Frau unbestimmten Alters, die ihren Rücken durchstreckte und über den Platz mit dem Springbrunnen schaute.

Mit der rechten Hand tat Magdalena nun so, als werfe sie das Bild, das sie als Kind zeigte, über den

See, wie einen flachen Stein, der drei Mal hüpfte und dann untergeht. Mit der anderen Hand griff sie ins Wasser, als prüfte sie die Temperatur eines Schaumbads. Ins Wasser gehen. Das klang schön.

Eine Perspektive. Stille Freude erfasste sie, in der Hand noch immer die *Madeleine*, die auf den Kaffeelöffel passte, im Verhältnis von Suppenlöffel und Ei. Das Wort Eierlaufen kam ihr in den Sinn. Sie hatte das Eierlaufen erlebt im Dorf ihrer Kindheit. Wie schön war das! Der Kaffeelöffel wäre natürlich zu klein, er gehörte zum Frühstücksei im Porzellanbecher, Inbegriff einer geordneten Welt, die den Start in einen Tag versprach, wie ihn andere Leute kannten. Sie selbst war kürzlich mehrfach als rohes Ei verlacht worden, ein rohes Ei, das groteske Eiertänze aufführe, sagte der Meteorit. Er hatte dabei die eine Hand offen, die andere war zur Faust geballt. Das sah aus wie ein Vorher-Nachher. Auf der einen Hand lag Magdalena, körperlich unversehrt, in der anderen hatte er sie zerdrückt, um über die entstandene Sauerei zu jammern. Magdalena tauchte die *Madeleine* in den kalten Espresso und legte sie sich in den Mund. Vor ihr erschien – wirklich – das lächelnde Gesicht ihrer Freundin Kakao.

Madlaina war mit acht oder neun Jahren bei den

Pfadfindern gelandet. Das hatte ihr die Mutter eingebrockt. Meistens war es langweilig mit denen, bis zu diesem Familiennachmittag an einem Sonntag im Sommer, an dem Madlaina mit ein paar anderen Kindern über die hohe Eisenbrücke marschierte. Sie hatten Respekt vor dieser alten Brücke. Sie wussten, da war einmal ein Mann runtergesprungen. Auch gingen ein paar Risse durch den Boden. Sie sagten abenteuerlustig und tapfer, denen folgen wir jetzt, wer Angst hat, muss zurück. Wir folgen den Rissen auf die schlechte Seite. Und sie kamen zu der verbuschten Ebene mit den zwei Wiesen. Oben stand ein hässliches Wäldchen, schief und falsch, voller verdorrter Bäume. Die Schlucht war nah. Sie entwickelte einen gefährlichen Sog, wenn ein Kind allein davorstand. An diesem offiziellen Spielnachmittag durften die Kinder und Jugendlichen auf beide Wiesen, mit Bällen spielen, im Kreis sitzen und reden, sich auf die Picknickdecke ihrer Mutter setzen, mitten in der Gefahrenzone Kuchen essen. Und kein Mensch saß, wie sonst, im Gebüsch und weinte. Keiner rauchte Nielen, niemand verschwand.

Die Mütter gingen umher, betreuten die Pfadfinderinnen. Später beklatschten sie ihren Nachwuchs und, damit das legitim war, auch die anderen, die

in Kartoffelsäcken hüpfen, um die Wette rannten oder mit Eiern auf Löffeln balancierten. Madlaina kam ins Finale, mit heilem Ei, den Löffel hatten sie in einer ersten Runde in der Hand gehalten. Die drei Finalistinnen mussten nun noch einmal gegeneinander antreten, den Löffel im Mund. Es war demütigend, aber neben ihr startete das vielbewunderte Mädchen, das in diesem Kreis *Kakao* hieß.

Da Madlains Fahrtenname *Bohne* lautete, gehörten sie zusammen. Kakao war das, was einmal aus einer Bohne werden könnte, eine Frau mit Brüsten und Freund. Madlaina wollte zwar diese Brüste nicht unbedingt, und der Freund von Kakao gefiel ihr auch nicht, aber sie wollte so schauen können wie Kakao. Sie wollte ihre Bewegung, ihre Selbstverständlichkeit. Das Schönste war, wie Kakao die Haare in den Nacken warf – und ihre Ruhe. Sie war ganz bei sich. Vielleicht, weil sie wenig Fragen hatte. Dazu gehörten wahrscheinlich diese Brüste, aber auch Schuhe mit Absatz und eine helle Wildledertasche mit Fransen sowie die runde und freundliche Mutter von Kakao. Vielleicht wurden Mütter mit den Jahren so, rund und freundlich. Wenn das Kind die Primarschule besucht, sind die Mütter noch traurig, aufgereggt und ungerecht, weil sie ja nicht sicher sein können, ob aus einer Boh-

ne einmal richtiger Kakao wird. Und wer konnte schon ein Mädchen gernhaben, das zu nichts zu gebrauchen war? Magdalena konnte nichts dafür, dass ihr Bruder starb. Trotzdem fühlte sie sich schuldig. Die Mutter von Kakao trauerte vielleicht auch, einfach anders als ihre. Kakao hatte nämlich keinen Vater und Kakaos Mutter keinen Mann.

Nun war Kakao im Belcafé, zusammen mit der runden Mutter, die immer freundlich zu der kleinen Madlaina war. Das hatte diese Art von Mutter gemein mit klassischen Süßigkeiten und Backwaren. Sie sind immer gut zu uns. Wir begehren sie immer. Sie trösten uns wie alle schönen Dinge, enttäuschen nie. Warm und einfach sind sie, gerade wie diese halbe *Madeleine* neben dem Kaffeelöffel. Wahrscheinlich sind diese *Madeleine*-Mütter aus himmlischem Mehl gemacht, dazu kommt Puderzucker, Ei, Natron, Zitronenschale und Rum. Gott richtet sie mit einem Spritzbeutel in einem Formblech an. Die Originale bekommen das Relief einer Muschel, was nach einem weichen Frauennamen ruft, nach Weiblichkeit ohne Fragen. Magdalena ginge nicht, der Name klang streng und anstrengend, auch Madlaina, klanglich näher, wäre unmöglich. An diesem Namen hingen Erde und Mist, ja ganze Erdrutsche und Misthaufen oder, schlim-

mer, Geröllhalden, dünne, trockene Luft und der Geruch der Metzgertochter, die Madlaina war, obwohl ihre Mutter an der Universität studiert hatte, aber nicht zu Ende. Deshalb war Magdalena keine Ärztinentochter oder Anwältinentochter. Einmal hatte sie die Mutter gefragt, was sie früher hatte werden wollen, worauf ihre Mutter den Raum verließ. Warum hatte sie nicht mit »glücklich« geantwortet? Was sie beruflich hatte werden wollen, spielte nach dem Tod des Bruders bestimmt keine Rolle mehr, wahrscheinlich hatte ihre Mutter das Fach, das sie studiert hatte, vergessen.

Madlainas Vater hielt seine Tochter für ein kleines Genie, weil sie manchmal überraschende Dinge sagte, obwohl sie doch die Wochentage nicht aufzusagen wusste. Er nannte sie deshalb *Professor Balthazar*, nach der Trickfilmfigur. Ein hochdotierter Akademiker sollte ihm den Kaffee vor den Fernseher bringen, wenn der Reifenwechsel während des Formel-1-Rennens vonstatten ging. Madlaina war bereits zufrieden, wenn sie sein Getränk nicht verschüttete.

Ihr Vater hatte einmal gesagt, Kakaos verschwundener Vater sei ein Garagist aus Kalabrien. Madlaina konnte sich gut vorstellen, dass der keine Zeit

hatte für seine Familie, er musste für die Formel-1-Piloten die Reifen wechseln und später die Boliden in Topform bringen. Im Schweizer Dorf hätte er das nicht machen können, und ohne Meer zu leben war keine Option, sein Herz wäre gebrochen. Lieber ein Vater in einer süditalienischen Garage als unter einer Grabplatte, hatte sie zu Kakao gesagt, die Madlaina anstarrte und dann weglief. Es war der Anfang ihres großen Zerwürfnisses. Über ein Geheimnis so zu sprechen war unverzeihlich. Seither sehnte sich Madlaina nach ihrer Freundin. Ein paar Jahre später hatte sie Kakao den langweiligen Typen ausgespannt, um sich bei ihr wieder ins Spiel zu bringen, ihr nahe zu sein. Kakao ging und kam nie wieder. Heute war sie aus dem Espresso aufgetaucht. Der war sogar gut genug für eine halbe Südtalienerin.

Willst du mich retten?, fragte Magdalena den letzten Tropfen Kaffee. Ihre Vergangenheit war bis jetzt noch nie aus einer Tasse gestiegen, sie kam ihr bisweilen aus den schlecht gewaschenen Fluschtüchern im Badezimmer des Meteoriten oder in billigen Hotels entgegen, der Geruch hatte ihr immer die Sprache verschlagen, sie empfand Ekel, Scham und Schuld, Gefühle, die der Meteorit sofort als auffrisierte Langweile entlarvt hätte.

Als sie aufblickte, nickte ihr der Alkoholiker mit dem alten Marlon-Brando-Gesicht zu. Sie mochte eigentlich nur das junge Marlon-Brando-Gesicht, seit sie gelesen hatte, dass der alte Marlon Brando vor laufender Kamera eine junge Schauspielerin vergewaltigte. Der Alte da draußen war aber nun mal alt. Jetzt stand er auf und machte sich bereit, auf eine andere Bank zu ziehen, weil er mit dem bärtigen Kollegen noch immer im Streit lag. Der Bärtige sah aus wie die personifizierte Naturgewalt aus einem Fantasy-Film, neben sich hatte er einen kleinen Baum aus Metall oder Holz. Sie donnerten sich mit ihren kaputten Stimmen an, Magdalena verstand nicht, worum es ging. Das Repertoire war bestimmt über die Jahre dasselbe geblieben und längst Teil eines Rituals, das Aufregung, Sicherheit und Heimat zugleich gewährte.

Der Alte mit dem Marlon-Brando-Gesicht hörte auf zu schreien, als er Magdalena erblickte. Er nickte ihr auf eine Art zu, die vielleicht hieß: Verurteile mich nicht! Sieh in mir, was ich dir zu zeigen bereit bin, auch wenn ich in der Notschlafstelle nächtige, ich bin ein Mann, und du bist eine Frau, ich bin draußen, du bist drinnen. Das Glas zwischen uns ist mehr als ein Glas, aber lass uns tun, als sei unser Geschlecht und die Spannung, die es

erzeugt, alles, was zählt. Magdalenas Blick musste sich dem hingeben haben, denn er schlug den Blick nieder, als sei er ermattet und zufrieden. Nun ging er Richtung Kiosk in einen neuen Konflikt. Der andere hob die Faust. Er triumphierte und führte seine Selbstgespräche fort, die er unterdrückte, wenn ein Kollege bei ihm war.

Manchmal gesellte sich zum Bärtigen eine Frau, die kein Alter hatte und viele Kleider übereinander trug. Sie spielte mit ihrem hennaroten Haar und bewegte mit der Fußspitze einen Einkaufswagen vom Supermarkt, als wiegte sie einen Säugling, den sie gerade als Sonderangebot gekauft hatte, in den Schlaf. Aber statt des Säuglings saß ein magerer Kurzhaar-Terrier mit einem dunklen Fleck über dem Auge auf dem Abfallsack, der ihre Habe barg.

Der Marlon Brando des Bellevues, der aussah wie ein blasser Vietnam-Veteran in einem Land, das keine Kriege führt, war in den letzten Jahren verfettet. Die Lederhose beengte Gesäß und Beine. Sein Bauch stülpte sich über den Gürtel, das tarngrüne Gilet mit den vielen Taschen stand ab. Über den Schultern hing nicht mehr der obszöne schwarze Ledermantel vom letzten Winter, sondern ein Um-

hang, der ihm ein Flair von Befreier verlieh, der im Schutz der Nacht die Würde der anderen Drangsaliierten verteidigte. Das Haar, das er am Hinterkopf zu einem Pferdeschwanz sammelte, war schütter geworden. Aber er stand noch aufrecht und breitbeinig in seinen Biker-Boots. Er hielt die Arme vom Körper, als hinderten ihn aufgeblähte Muskelberge an einer entspannten Haltung. Er wirkte wie einer, der sauber gekämpft hatte im Leben, und sich, obwohl nicht als Sieger hervorgegangen, etwas vom einstigen Willen in seine alten Tage retten wollte, wohl in der Hoffnung, dass die Männer ihn respektierten und eine Frau sich nach einer Nacht mit einem abgerissenen alten Krieger sehnte, eine Frau, die nur auf den Eckzahn schaute, der nicht verfault war.

Würde er Gewalt anwenden, um mich zu schützen?, überlegte Magdalena. Doch als sie aufsah, war Marlon weg. Sie bestellte einen zweiten Espresso und tauchte die frische *Madeleine* darin ein, und sogleich sah sie das schöne Gesicht von Kakao. Sie wusste, es wird alles gut. Sie hilft mir. Sie lässt mich nicht im Stich, obwohl ich mich an ihr veründigt habe.

Frau Märky war gegangen, Magdalena saß wieder

in der Konditorei. Wer immer durch die Oberdorfstrasse spazierte, konnte sie im Schaufenster betrachten. Auch wer nichts kaufte, durfte zuschauen, wie sie artig dasaß in ihrer beigen Bluse. Das Schaufenster der Konditorei war ein guter Ort. Frauen müssen erblickt werden, damit der Rubel rollt. Ihre Blicke sind da, um alles so einzurichten, dass sie erblickt und fortgetragen werden. Wenn sie selbst erblicken und forttragen, dann ist das nicht Lust, sondern Rache. Rache war in Ordnung, aber sie musste mit dem großen Löffel angerichtet werden, nicht mit dem Kaffeelöffel. Keine Sticheleien und Zickigkeiten, sondern Kopf ab. Das schnoddrige *Tank Girl* konnte das, es fuhr mit Panzern umher, feuerte auf jeden. Athletin *Lara Croft* konnte das, Killer und Kampfsau. Der skandinavische Punk und Hacker *Lisbeth Salander* konnte das. Ruchlose, gewalttätige Frauen ohne eine Spur von beigem Temperament.

Magdalena beantwortete die Fragen der Touristen und der Neugierigen, zeigte ihnen den Weg, empfahl Museen, Ausstellungen, klaubte das Kinoprogramm hervor, wusste, welches Theaterstück sich lohnte, weil sie mit dem Premierenpapst gesprochen hatte, einem Anwalt, der beim Großmünster eine Kanzlei betrieb. Sie bedankte sich *tuusig* beim

scheuen Postboten, der ihr geflochtenes Haar lobte. Sie lachte, wenn die flinke Floristin von nebenan mit den 120 Kilogramm sich einen anzüglichen Witz erlaubte.

Magdalena sprach auch mit den Männern, die sie bereits kannte, manche wollten sie zurück, die, die besonders dominant waren, versuchten, es ihr wieder alle Spielregeln außerhalb der bezahlten Ordnung zu befehlen. Andere wollten mit allerlei Versprechungen, Finten und Komplimenten eine kleine Ausnahme erwirken. Einmal im Monat, das mache doch keinen Unterschied. Aber sie blieb dabei, ich bin nicht mehr im Dienst, ich bin jetzt hier und verkaufe Brötchen. Aber sie war nicht hartherzig und auch nicht dumm und gestand dem einen oder anderen, je nach Kundenfrequenz und Tageszeit, erotische Gespräche zu, deren Zentrum die jeweilige Obsession des früheren Kunden war. Sie unterstrich diese Gespräche, indem sie die Stückchen in der Auslage oder – zur Ankurbelung der Fantasie, wie sie sagte – hinter einem Karton drangsalierte. Sie strich mit der Zange darüber, sie zwickte, schüttelte, brach oder bog das Stückchen, drehte es auf den Bauch, zerdrückte es, ließ die Silbergabel darin stecken, packte eine Punschugel fast luftdicht in viele Schichten Klarsichtfolie, um mit der Nagel-

schere etwas Luft zuzulassen, die sie dann mit Klebeband arhythmisch kontrollierte.

Sie tadelte und lobte, sie versprach hoch und heilig mit gedehnter Kopfstimme, dem Stückchen nichts zu tun, sie lasse es gerne am Leben – zu ihren Konditionen. Sie kommentierte die Auslage, als bestünde sie aus lauter Individuen, Wünschen und Träumen, sie erzählte, wie sie abends die Süßigkeiten mit einem Gummihandschuh packte, partiell mit Zuckerpaste bestrich, sie unter anderer Patisserie verbarg, Schokoladensauce darüber goss, wohin sie das arme Stückchen zur Besserung schickte, damit es über sich nachdenken konnte, ins dunkle Hinterzimmer, wie lange es dort darben musste, in der Ecke stehend, kauern, im Vogelkäfig dämmernd, unter dem Bett, auf einem Bein, was alles nicht erlaubt sei während der Zeit des Darbens und Bereuens, zum Beispiel bestimmte Gedanken, vor allem der Gedanke an die eigene Rettung. All das gehörte zu ihrer professionellen Fürsorge, sie war streng und gerecht, Strenge liege näher bei der Liebe als Laschheit, sagte Gerri. Sie war einst eine gute Nanny und Dame des Hauses, nun gab sie die gute Konditorin, die ihr Werk begutachtete, es nach Fehlern untersuchte, mit ihm machte, was ihr richtig und gut erschien.

Nach Bedarf war Magdalena auch der Gegenpart, das Stückchen selbst, statt Dame des Hauses die arme Magd auf dem Gutshof, die Zofe, das Dienstmädchen, das Schulmädchen, die Putzfrau, die kleine Krankenschwester, die eingebildete Sekretärin, die Enkelin. Sie erzählte, was dem armen Dreck-Stückchen widerfahre, das da geplagt wurde. Sie erzählte von ihren Qualen in bedauerndem Ton, seufzte und zeigte Verständnis, sie hatte es verdient. Sie schmierte die Buttercrème auf die weißen Plastikuntersätze im Schaufenster, ein Spritzer landete auf ihrer Bluse. Sie ritzte und würgte die Stückchen, sie bedrohte sich mit dem Küchenmesser, dann stieß sie ein Erdbeertörtchen über den Rand, um dem Kunden in die glitzernden Augen zu schauen, zu nicken und manchmal sogar zu lachen. In ihrem Studio, das sie früher betrieb, und in den billigen Hotels – unverzichtbar für ein bestimmtes Setting – war dies seltener vorgekommen. Legendär blieb ihr Champagnerverbrauch. Alle hatten mit der Magdalenerin angestoßen, und jeder hatte einen neuen Termin eintragen lassen. Im Oberdorf machte die Behandlung nur 150 Franken, ohne Körperkontakt. Magdalena packte dem Kunden die Brösel und lädierten Süßigkeiten ein, Lustreste zum Mitnehmen. Der Kunde war selig, beim Bezahlen wurde ihm erst vollends klar, wie schön

das ist, wenn Gutes kostet. Auch Magdalena war zufrieden. Sie musste nicht duschen, was ihr angesichts ihrer Wohnverhältnisse recht war, erbrechen reichte.

Der Männerblick auf Magdalenas Bühne und ihre Performance warf, zusammen mit den Trinkgeldern, ein paar tausend Franken extra ab im Jahr. Die Gaben der Stammkundschaft waren Bestandteil ihres bescheidenen Fix-Lohns, sie musste ja leben in der Stadt, die Geld und Lachen verschlang. Etwas Unterhaltung musste dann und wann auch sein, von der Vorführung auf der Gassenbühne draußen hatte sie nicht gegessen, obwohl, manchmal war sie von ordentlicher Qualität, die Menschen warfen sich in Posen, gestikulierten, stritten, starrten geradeaus, stolperten und rempelten einander an, fassten sich bei der Hand, küssten sich, standen da. Alltagszirkus.